

30

Die Behandlung
der
Afrikanischen Neger

von

B. Herold,

Hauptmann und Kompagnie-Chef im Schleswig-Holstein'schen Fuß-*Art.-Rgt.* No. 9.

Keiner sollte dort Herr sein, der nicht das
Schwerere gelernt hat, Herr seiner selbst zu
sein, der nicht die Weisheit gelernt hat, die
mit Geduld und Ruhe einem großen und
vielleicht fernen Ziel entgegenarbeiten kann.

Henry Drummond.



Köln a. Rh.

Verlag von Paul Neubner

1894.

S 17/8985

Nr. 5.6.

Stadt- u. Univ.-Bibl.
FRANKFURT a. M.

VORWORT.

Einem von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsche nachkommend, sprach ich am 22. Juni d. J. in der Gesellschaft für Erdkunde zu Köln über das Thema „die Behandlung der afrikanischen Neger“.

Für die Veröffentlichung dieses Vortrages war die Überlegung bestimmend, daß jeder Europäer, der das große Glück gehabt hat, in der schwierigen Frage der Behandlung der Neger Erfahrungen zu sammeln, auch die Berechtigung damit gewann, diese Erfahrungen allen, die es angeht, zugänglich zu machen.

Bei Bearbeitung des Stoffes war es nicht zu vermeiden, die Handlungen Einzelner kritisierend zu beleuchten, um ein in Licht und Schatten vollständiges Bild zu geben.

Die vorliegende Schrift erhebt keinen Anspruch darauf, die Frage der Behandlung der Neger erschöpfend zu beantworten. Sie trägt jedoch hoffentlich dazu bei, das Verständnis und Interesse für diese Frage von neuem anzuregen und zu verbreitern.

Im besonderen dürfte sie allen denjenigen Zunftgenossen von Interesse sein, die gleich mir eine Reihe von Jahren fern von dem Verkehr mit anderen Europäern auf einem einsamen, vorgeschobenen Posten im Innern einer Kolonie verbrachten, auf den fast ausschließlichen Verkehr mit den Eingeborenen angewiesen waren und sie schließlich lieb gewannen. Aber auch das große Publikum dürften meine Ausführungen interessieren, da die Entwicklung unserer tropischen Kolonien, die heute einen unveräußerlichen Besitz unseres deutschen Vaterlandes bilden,

allein davon abhängt, was wir aus ihnen nach Rasse, Sprache und Sitten mannigfach verschiedenen Bewohnern machen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Frage der Behandlung der Neger die wichtigste aller Kolonial-Fragen überhaupt.

Die Geschichte lehrt, daß nur diejenigen Völker glücklich und zu ihrem Segen kolonisierten, die imstande waren, die Interessen der eingeborenen Volksstämme zu verstehen und sie den ihrigen so anzupassen, daß das gemeinsame Interesse einen verbindenden Kitt schuf.

Bekanntlich ist die englische Nation diejenige, welche in dieser Beziehung stets eine glückliche Hand gehabt hat.

Andere Nationen, die in der Behandlung der unterworfenen Stämme weniger Verständnis, aber mehr Egoismus und Rücksichtslosigkeit zeigten, stiegen zwar rasch zu einer blendenden Höhe kolonialer Entwicklung empor, aber schließlich gereichte ihnen ihr verkehrtes Kolonisationsverfahren zum Verderben, wie wir es bei den Spaniern in Amerika gesehen haben.

Mit der Frage der Behandlung der Neger steht in direktem Zusammenhange diejenige der Vorbildung und der Auswahl derjenigen Beamten, die an Ort und Stelle jene Fragen praktisch zu lösen berufen sind.

Wenn diese Schrift ein Scherflein dazu beiträgt, in dem angedeuteten Sinne erläuternd zu wirken, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Köln, den 16. Juli 1894.

Der Verfasser.

In neuester Zeit ist der Frage der Behandlung der Eingeborenen unserer Kolonien mit Recht ein gesteigertes Interesse entgegengebracht worden.

Nach vielfachen Missgriffen ist heute schon eine Wendung zum Besseren eingetreten, ohne daß ein allgemein gültiges Rezept für richtige Behandlung gefunden ist, was auch wohl kaum jemals geschehen wird. Die Behandlung der Eingeborenen wird stets dieselbe schwierige Frage bleiben, wie die Behandlung der Kinder und die der Untergebenen im militärischen Leben. Die Neger sind große Kinder, eine Anschauung, die durch die Tatsache bestätigt wird, daß die Europäer der Küste die Schwarzen jeden Alters, auch die alten Männer, ohne Unterschied mit dem gleichen Namen „boy“ benennen. Der Erzieher darf nie vergessen, daß er kein totes Objekt in Händen hat, sondern vielmehr ein Wesen, das je nach seinem individuellen Charakter verschieden behandelt werden muß.

In der Rücksichtnahme auf das subjektive Empfinden und Denken des Menschen beruht ganz wesentlich die Grundlage einer möglichst erfolgreichen Beeinflussung.

Im wesentlichen ist die eingetretene Besserung in der Behandlung der Neger durch die im Gegensatz zu früher weit bessere Kenntnis ihres Charakters hervorgerufen. Es war und bleibt eine völlige Verkennung der afrikanischen Neger, sie sozusagen als Menschen zweiter Klasse zu betrachten, weil wir Europäer ihnen durch eine alte Kultur um einige Jahrhunderte voraus sind.

Solche Anschauung kann nur dazu beitragen, die an und

für sich schon tiefe, trennende Kluft zwischen Neger und Europäer unüberbrückbar zu machen und eine gedeihliche, friedliche Fortentwicklung der Kolonien auf die Dauer zu unterbinden.

Wie uns die Geschichte aller Völker lehrt, sind die Menschen längst entschwundener Zeitperioden in ihren elementaren Leidenschaften genau dieselben gewesen, wie wir an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts. Ebenso schlummern in den Negern unserer Tage die gleichen Leidenschaften, die uns selbst in Form von Haß und Liebe, Furcht und Vertrauen, Freude und Traurigkeit bewegen. Die Naturvölker Westafrikas besitzen diese Leidenschaften in ihrem ursprünglichsten Zustande, in ebenso naiver als roher und ungebändigter Natürlichkeit, unberührt von unserer Geist und Gemüt nivellierenden Kultur.

Die Engländer, welche aus vielseitiger Erfahrung, die sie im Verkehr mit allen Völkern der Erde gewonnen, die Menschennatur gründlich verstehen, machen in den Gesetzen ihrer westafrikanischen Kolonien einen grundsätzlichen Unterschied zwischen schwarz- und weißhäutigen Unterthanen aus rein praktischen Gründen nicht, und bekunden dadurch, daß sie dauernd im Lande bleiben und gemeinsam mit den Eingeborenen leben wollen.

So kommt es, daß der auf die Gesetze des Landes stolze Neger der englischen Goldküste recht selbstbewußt sagt: „I am a British subject“, was an das bekannte „civis Romanus sum“ erinnert.

Nach der Anschauung und dem Glauben der Ewe-Neger der Sklavenküste erschuf Gott einst Menschen von weißer und dunkler Hautfarbe, die er alle ohne Ausnahme seine Kinder nannte. Das müssen auch wir anerkennen, indem wir die Neger vor dem Gesetz im wesentlichen als gleichberechtigt mit uns ansehen. Selbstverständlich müssen religiöse Gewohnheiten und besondere Eigentümlichkeiten der Stämme nebenbei noch Berücksichtigung finden.

Natürlich ist vorläufig nicht daran zu denken, daß für die Neger in allen Punkten dasselbe Civil- und Strafgesetz wie für die Europäer Platz greift, denn bisher besitzen unsere Neger noch bei weitem nicht die Entwicklung, die unsere Gesetze voraus-

setzen. In englischen Kolonien, wie Sierra Leone, wo die Neger den Europäern völlig gleichgestellt sind, giebt diese Maßnahme zu Mißständen Veranlassung. Alle Welt klagt dort über die lächerliche aufgeblasenheit einiger Neger, denen die „Gleichheit“ jedes Maß in der Beurteilung anderer und der eigenen Person geraubt hat. Das lächerliche Selbstgefühl, welches der wenig gebildete, unabhängige Neger so gern zur Schau trägt, die an Karrikatur streifende Nachahmungssucht, was Sitten, Gewohnheiten und Kleidung des Weißen betrifft, verleiteten afrikanische Passanten zu dem Schluß, daß dem Neger-Gigerl die Peitsche dienlicher sei, wie die Gleichstellung mit dem Europäer. Das mag zum Teil richtig sein, die Sache erhält indessen ein anderes Gesicht, wenn man bedenkt, daß Europäer dem Neger-Gigerl als Muster und Vorbild dienen.

Aber einige von eitlem Selbstgefühl aufgeblasene „coloured gentlemen“, die mit europäischer Kleidung auch die Bildung des Europäers angelegt zu haben wähnen, können nicht Veranlassung bieten, von dem Grundsatz abzuweichen, daß Alle, Weiße und Schwarze, unter dem Gesetze stehen und daß es davon keinerlei Ausnahme giebt.

Die Neger sehen in jedem Europäer an sich ein überlegenes, über ihnen stehendes Geschöpf, dem sie sich freiwillig unterordnen, namentlich sobald sie Vertrauen gewonnen haben.

Im besondern glauben die Neger der Sklavenküste, daß Gott bei Erschaffung der Welt den weißen Menschen ein Buch mit auf den Weg gegeben habe, auf dessen Besitz die Überlegenheit des Weißen beruht. Sie sind bescheiden genug zu sagen, da sie selbst dieses Buch nicht besäßen, müßten sie im Gegensatz zum Weißen arbeiten. Mithin steht in der Anschauungsweise der Neger der Weiße von vornherein turmhoch über ihnen, aber nur so lange er sich dieser Stellung durch sein Betragen würdig erweist oder durch Macht imponiert. Diese günstige Stellung des Europäers hat aber den Nachteil, daß sein Thun und Lassen auch überall gesehen, beobachtet und kritisiert wird.

Der im Ansehen des Negers von vornherein so hoch gestellte Europäer muß daher stets sein Benehmen so einrichten,

daß er von dieser Höhe nicht herunterfällt. Die Kluft, die zwischen der eingebornen Bevölkerung und dem Europäer besteht, muß durch das Vertrauen überbrückt werden, welches die Neger sehr bald zu demjenigen fassen, der sie sachgemäß zu behandeln versteht.

Eine sachgemäße Behandlung setzt voraus, daß sich der Weiße alle erdenkliche Mühe giebt, sich in die Anschauungs- und Denkweise der Neger zu versetzen; nur so kann er bei ihnen moralische Eroberungen machen, ihr Mißtrauen beseitigen und ihr Vertrauen erwerben. Europäer, die die Kinder der Tropen wie schwarz angestrichene Europäer und mit einer gewissen Verachtung betrachten, gehören nicht nach Afrika und müßten von dort möglichst ferngehalten werden. Dem Umstande, daß England stets nur vorzügliche, besonders ausgewählte Beamte in die Kolonien sendet, und dass nicht gewisse, zwar wohl- ausgebildete, aber einseitige Kreise den Vorrang haben, verdankt England einen guten Teil seines Kolonisationserfolges.

Die außerordentliche Wichtigkeit der richtigen Behandlung der Neger legt daher vor allem der Regierung die Pflicht auf, bei der Auswahl der Beamten überaus vorsichtig zu sein. Die besten Kräfte, wenn sie auch teuer bezahlt werden müssen, sind für die Lösung der überaus schwierigen Aufgaben in Afrika gerade gut genug.

So ist es im allgemeinen ein grober Irrtum, daß in Europa gescheiterte Existenzen in Afrika noch Ersparnisliches zu leisten vermöchten. Man lasse sich nicht auf Versuche mit solchen Elementen ein! Afrika ist keine Versorgungsanstalt für gescheiterte Existenzen oder weggelobte Beamte. Die ganz irrtümliche Anschauung beruht bei Lichte betrachtet lediglich auf einer Geringschätzung des Negers und auf einer völligen Unterschätzung der Schwierigkeiten afrikanischer Verhältnisse, die weit größer sind, als wir auf den ersten Blick vermuten.

Man ist geneigt, es mit den Negern nicht so genau zu nehmen, ohne zu bedenken, daß gerade sie und sie einzig und allein es sind, von deren Kultivierung auch die Entwicklung der Kolonie abhängt; sie sind thatsächlich das Gold, das wir in unserem afrikanischen Eldorado suchen und finden können. Das

gilt im Gegensatz zu dem dünn bevölkerten Ostafrika ganz besonders von Westafrika mit seiner erstaunlichen Bevölkerungsdichtigkeit. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bildeten die westafrikanischen Neger für portugiesische, spanische und dänische Schiffe eine überaus gesuchte „Waare“ zur Verschiffung, um auf den Plantagen der Europäer in Amerika als Arbeits-Sklaven Verwendung zu finden.

Durch die Unterdrückung des Sklavenhandels zur See haben die Neger jene wichtige Bedeutung als Handelsartikel verloren und ihren vollen Wert als Menschen zurückgewonnen. Indem wir uns bemühen, sie aus der Abgeschlossenheit zu befreien und zur Aufnahme europäischer Kultur zu befähigen, wird unsere neuere Zeit — und wir Deutschen voran — ein Verbrechen sühnen, welches eine vergangene Zeit an diesen bedauernswerten Volksstämmen beging. Es bedeutet einen Schnitt ins eigene Fleisch, wenn minderwertige Elemente oder solche, die es mit dem ernstesten Beruf, der ihrer in Afrika wartet, nicht genau nehmen, zu Erziehern einer in der Kindheit befindlichen Negerbevölkerung gemacht werden.

Man schicke deshalb nur die besten Kräfte hinüber, die nicht vom hohen Rofs ihres Europäertums verächtlich und interesse-los auf den Neger herabblicken, sondern imstande sind, die vielseitigen, an sie gestellten, ernstesten Aufgaben mit Hingabe und Liebe zur Sache zu erfüllen.

Der Neuling sieht sich Verhältnissen gegenüber, die von unseren europäischen grundverschieden sind. Anfangs erscheint ihm bei oberflächlicher Betrachtung alles neu und fremdartig. Die Hautfarbe der Bewohner, ihre Sprache, Lebensweise, Sitten, Gebräuche u. s. w., alles ist anders. Das völlig verschiedene Klima erzeugt eine völlig andere Flora und Fauna.

Der Europäer selbst ist inmitten dieser fremdartigen Verhältnisse genötigt, auch seine eigene Lebensweise, Kleidung und Umgang zu ändern, um durch möglichstes Anpassen an Ort und Umgebung in dem neuen Wirkungsbereich überhaupt leben zu können.

So hat die bloße Thatsache des Aufenthalts im tropischen

Afrika an sich schon für den Europäer eine Umwandlung nach innen und außen zur Folge.

Die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen aber für ihn erst, wenn er versuchen will, auf die Gewohnheiten der überaus konservativen Negerbevölkerung einzuwirken.

In dem Maße jedoch, wie der Europäer sich einlebt und warm wird, kommt ihm zum Bewußtsein, daß die farbigen Menschen seiner Umgebung ihm gar nicht so fern stehen, wie Äußerlichkeiten ihn anfangs annehmen ließen.

Er lernt bei näherem Umgange erkennen, daß die Neger in seelischer Beziehung nicht durch eine so tiefe Kluft von ihm getrennt sind, wie er vorschnell vielleicht annahm. Der Prügeljunge des Schicksals, aufgewachsen in einer Umgebung, wo er nur von den nächsten Angehörigen Gutes, sonst aber von allen Fremden nur Böses erwarten darf, ist der Neger von Natur mißtrauisch und gleichgültig gegen Fremde, aber von tiefem und rührendem Mitgefühl für seine Familienangehörigen erfüllt.

Egoist vom reinsten Wasser ist er klug genug, nur genau soviel zu arbeiten, wie er nötig hat, um selbst gerade leben zu können. Ein sicherer Instinkt sagt ihm, daß es überaus unschlau wäre, mehr zu arbeiten, da die Besitzverhältnisse so unsicher sind, daß die Frucht der Arbeit in der Regel verloren geht.

Wenn er nur heute genug zu leben hat, kümmert er sich herzlich wenig um die weitere Zukunft. Da er von Anderen Wohlthaten oder Geschenke nicht zu erwarten hat, hält er fest, was er gerade besitzt.

In harmloser Heiterkeit verjubelt er aber heute beim lustigen Tanze, was er gestern verdiente.

Den Verdienst legt er mit Vorliebe in Essen und Trinken an, da er Materialist, in bunten Tüchern und Schmucksachen, da er maßlos eitel ist.

Wer ihn für dumm hält, wird umgehend von ihm so behandelt werden, wie er's verdient, d. h. wird tüchtig übervorteilt werden.

Wer aber versucht, ihm persönlich nahe zu treten, wird unter der dunklen Haut bald ein menschliches Herz finden.

Bis zu welchem Grade der Europäer dies erkennt und wie

weit die Kluft verschwindet, hängt von seinen persönlichen geistigen und seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten ab.

Vom Standpunkte des Verwaltungsbeamten, Offiziers und Missionars aus betrachtet, ist die Thätigkeit des Europäers in den jungfräulichen Ländern Afrikas eine im wesentlichen vorbildliche und erzieherische. Leicht ist diese Thätigkeit keineswegs und es gehört dazu vor allen Dingen eine wahre Engelsgeduld und innere Überwindung.

In der Kindheit befindliche Volksstämme sollen durch den in Rat und That fördernden Einfluß des geistig gereiften Europäers auf sich selbst gestellt und zum Selbstbewußtsein gebracht werden.

Solche Volksstämme, die zum Teil eine Jahrhunderte zurückreichende Geschichte haben, die aber auch seit Jahrhunderten in einem Zustande beginnender Entwicklung stehen geblieben sind, müssen zu Leben und Fortgedeihen erweckt und zu einer höheren Stufe der Entwicklung geführt werden, welche sowohl ihnen, wie den europäischen Kulturstaaten in gleichem Maße zum moralischen Segen und wirtschaftlichen Vorteil gereicht.

Es ist dies eine der schönsten Aufgaben, die sich die wetteifernden Staaten des alten Europa an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts im dunklen Afrika zu lösen vorgenommen haben. Nachgerade dürfte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß ein Negerstaat ohne europäische Befruchtung und Hilfe ganz unfähig ist, sich bis zu einem Stadium solcher Entwicklung zu erheben, das den Namen Kultur verdient. Das gilt auch in begrenztem Maße von den muhamedanischen Haussa-Staaten West-Afrikas, die ich hier jedoch wegen ihres besonderen Charakters außer Betracht lasse.

Frankreich hat vor Kurzem mit lobenswerter Thatkraft dem Despotentum des Negerkönigs Behanzin in Dahome ein Ende gemacht, so daß von unabhängigen Negerstaaten allein das Königreich Asante im Hinterlande der englischen Goldküste übrig bleibt.

Wie wenig selbst „gebildete“ und freiheitstolze Neger fähig sind, in unserm Sinne sich selbst zu regieren, lehrt treffend die auf Anregung einiger philanthropischer Amerikaner zu Anfang

dieses Jahrhunderts aus freigelassenen Negerklaven begründete Republik Liberia.

Bekanntlich darf kein Europäer dort Grundbesitz erwerben, oder eine Stelle der Verwaltung einnehmen, da der Grundsatz praktisch durchgeführt wurde: „Liberia den Liberianern“, der dasselbe besagt wie: „Afrika den Afrikanern“.

Die heutige Negerrepublik Liberia, dieses kraft- und saftlose Zerrbild eines modernen Staatswesens, liefert den glänzendsten Beweis, daß jener Grundsatz falsch ist, der vielmehr lauten muß: „Afrika durch uns den Afrikanern und uns selbst.“

Schon seit vier Jahrhunderten bilden die Kru-Neger der Liberia-Küste die gesuchtesten Arbeiter der ganzen westafrikanischen Küste, da sie sich zu jedem Dienst sowohl auf dem Schiffe wie auch auf dem Lande befähigt erweisen. Durch diese Eigenschaft zeichneten sie sich frühzeitig so vorteilhaft vor anderen Negerstämmen aus, daß sie in der Hand der Europäer thatsächlich die Pionierdienste zur Erschließung der westafrikanischen Küste leisteten.

Ein anderer Stamm der Liberia-Küste, die Vey-Neger, folgten in neuerer Zeit dem Beispiele der Kru-Neger.

Wie hoch die Intelligenz dieser Vey-Neger ist, geht daraus hervor, daß sie eine eigene Schriftsprache besitzen, deren Zeichen sowohl von der lateinischen wie von der arabischen Schrift völlig unabhängig sind.

Diese vorzüglichen Kräfte vermag die Republik Liberia im eignen Lande nicht nutzbringend zu verwerten, sie fristet vielmehr trotz der Fülle an guten Arbeitskräften und an Intelligenz ein Dasein, das selbst meinen klugen Vey- und Kru-Arbeitern eine lächerliche Mißwirtschaft schien. Kein Wunder, daß ein solcher „Freistaat“ auch nicht die Fähigkeit besaß, nach außen eine politische Macht zu entwickeln und sich die umliegenden Negerstämme anzugliedern.

Die Ewe-Neger unsres Togogebietes haben eine Geschichte, die sich drei Jahrhunderte zurückverfolgen läßt, dennoch steht zweifellos fest, daß ihre heutige Entwicklung noch fast auf derselben Stufe steht, wie zu der Zeit, bis zu welcher die uns be-

kannte Geschichte zurückreicht. Ebenso ist es mit anderen Gebieten Westafrikas.

Es würde zu weit führen, hier zu erörtern, warum jene unglücklichen Volksstämme jahrhundertlang in einem Zustande wirtschaftlichen und politischen Stillstandes verharren mußten, ohne die Kraft zu finden, sich weiter zu entwickeln. Ich will nur kurz andeuten, daß politische Zerrissenheit, die jahrhundertlang fortgesetzten Sklavenraubzüge, die damit verbundene Rechtlosigkeit und Unsicherheit des Lebens, der Freiheit und des Besitzes, daneben auch der Fetischismus die Hauptursachen sind, die jene merkwürdige Erscheinung erklären.

Deshalb halte ich es für zweifellos, daß diese Volksstämme, soweit sie überhaupt einen gesunden Kern haben, einen Anstoß zu neuer Entwicklung erhalten würden durch den thatsächlichen Schutz einer europäischen Macht.

Die Hissung der Flagge allein genügt nicht, der verheißene Schutz muß thatsächlich ausgeübt werden, indem der Staat die Eingebornen in ihren Rechten und ihrem Eigentum schützt und der Herrschaft des Kreuzes zum Siege über einen finstern Fetischglauben verhilft. Die Kultur, welche jede Nation, die in Afrika Erwerbungen macht, dem Lande zu bringen verspricht, kann doch unmöglich allein darin bestehen, daß sie lediglich die eigenen — und nicht die besten — Erzeugnisse ihrer Industrie so teuer wie nur irgend denkbar an die Eingeborenen gegen Eintauch von Rohprodukten absetzt. Dadurch kann man den Neger nur verleiten, die Naturschätze des Landes mit der ihm eignen Planlosigkeit auszubeuten und auszurotten, um nur möglichst viel an den Europäer verkaufen zu können, also einen regelrechten Raubbau zu beginnen. Die Geschichte lehrt aber, daß noch niemals eine Nation, die so zu sagen mit einem eroberten Lande Raubbau trieb, auf die Dauer Segen von der Erwerbung hatte.

Wir Deutschen sind spät in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und haben nur noch erhalten, was der Neid anderer Nationen uns übrig gelassen; daher kommen wir gar nicht in die Lage, in einer Kolonie allein ausbeutend zu hausen, müssen vielmehr ernstlich bedacht sein, die mittelmäßigen Reichtümer uns dauernd

zu erhalten und zu sichern, indem wir die Eingeborenen zu produktiver Arbeit erziehen. Gerade in dem so überaus dicht bevölkerten und friedlichen Togo dürfte es eine recht dankbare Aufgabe sein, das Land kulturell nach und nach zu erschließen, dessen Bevölkerung eine im wesentlichen Ackerbau treibende ist, die sich für den Handel befähigt erweist und in den Erzeugnissen ihres derzeitigen Gewerbfleißes bekundet, daß sie mit Recht, nicht nur vom moralischen, sondern auch vom wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, Anspruch auf unser Interesse und unsere Aufmerksamkeit erheben darf.

Es hat mich immer zum Nachdenken angeregt, wenn die eingeborenen Neger des Hinterlandes ungefähr den Gedanken entwickelten, daß es doch einigermaßen kühn von den Europäern sei, sich als Herren an der Küste niederzulassen und einen hohen Einfuhrzoll auf die beliebtesten Konsumartikel der alteingesessenen Bevölkerung zu erheben, ohne eine Gegenleistung dieser Bevölkerung gegenüber. Diese Gegenleistung muß in einer geordneten Verwaltung bestehen, welche nicht nur an der Küste, sondern auch im Hinterlande Recht und Eigentum schützt und so zur Hebung von Ackerbau, Handel und Gewerbe beiträgt.

Aus rein praktischen Gesichtspunkten muß jeder Kolonialstaat diesen mehr idealen Aufgaben ein großes Interesse entgegenbringen, mag die Erfüllung solcher Aufgaben auch Geld kosten, anstatt einzubringen. Es liegt auf der Hand, daß es vom Staate sehr klug ist, wenn er von vornherein den moralischen Verpflichtungen gegenüber der Bevölkerung eines Gebietes, welches er unter sein Protektorat stellte, in vollem Umfange zu genügen sucht, soweit seine Mittel reichen. Thut er es nicht, so ist er ein gewöhnlicher Ausbeuter.

Meines Erachtens beruht der eigentliche Wert der Protektoratserklärungen der europäischen Mächte über das nunmehr aufgeteilte Afrika in der übernommenen moralischen Verpflichtung, für das Aufblühen der betreffenden Schutzgebiete und die Wohlfahrt ihrer Bewohner zu sorgen.

Dem Zustande der stehengebliebenen Entwicklung der westafrikanischen Negerstämme entspricht im allgemeinen der Kreis

der Vorstellungen, in dem sich das Denken und Fühlen dieser Naturvölker bewegt.

Über die Geschichte, die religiösen Anschauungen und Gebräuche, die Rechtsgewohnheiten, Palaver, kannibalischen Sitten und die Lebensweise der Ewe-Neger, ihre einheimische Handels- und Gewerbethätigkeit habe ich in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ und in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und Köln berichtet.

Die Kenntnis dieser Verhältnisse ist eine notwendige Voraussetzung für die richtige Behandlung und Erziehung des Negers; ohne dieselbe ist der Europäer nicht in der Lage zu beurteilen, was er von dem Neger fordern kann und darf. Es ist dies ganz besonders wichtig für diejenigen Personen, die als Bezirksamtänner, Stationsleiter, Richter, Offiziere, Zollbeamte und Lehrer mit der Bevölkerung in Verkehr treten, während Beamte, die wesentlich oder ausschließlich im Bureau mit der Feder thätig sind, diese Kenntnis schließlich entbehren können.

Zunächst muß sich daher mit gebieterischer Notwendigkeit die Vorbildung eines Kolonialbeamten oder Offiziers, wie diejenige des Missionars auf ein möglichst gründliches Studium jener Verhältnisse bei denjenigen Volksstämmen, unter denen er wirken soll, erstrecken.

Auch dem Kaufmanne schadet dieses Studium nichts! Die Überlegenheit des englischen Handels beruht ganz wesentlich in dem Grundsatz der englischen Kaufleute, sich persönlich bei den Eingeborenen über ihren Geschmack, ihre Wünsche und Bedürfnisse zu erkundigen, während der deutsche Kaufmann im allgemeinen an der Küste bleibt und vornehm hinter dem Ladentische wartet, bis die Schwarzen zu ihm kommen, seinen Kram zu kaufen, aber auf die Verwaltung schiebt, wenn die Schwarzen nicht kommen.

Selbstverständlich bildet die Voraussetzung solchen Studiums die Kenntnis der Sprache der Eingeborenen. Denn wie schwierig es ist, einen Untergebenen zu behandeln, dessen Sprache man nicht versteht, weiß jeder Soldat, der einmal die schwierige und darum ehrenvolle Aufgabe gehabt hat, polnische oder dänische Rekruten auszubilden. Um die Kenntnis der Eingeborenen-

sprachen bei Offizieren und Beamten in unseren Kolonien zu fördern, habe ich vorgeschlagen, für die durch ein Examen nachgewiesene Kenntnis jeder einzelnen Eingebornensprache eine jährliche Prämie für die Dauer des Aufenthalts in den Kolonien zu zahlen.

Ich halte die Kenntnis der Sprache nur für dringend wünschenswert, aber nicht für eine Vorbedingung der Anstellung im Kolonialdienst überhaupt.

Wir bilden in Preussen, natürlich mit besonderem Aufwand an Mühe und Zeit, polnischsprechende Rekruten zu recht brauchbaren Soldaten aus, ohne viele der polnischen Sprache kundige Rekrutenoffiziere zu haben. In dem sprachenreichen Österreich-Ungarn verlangt man auch nicht von jedem Beamten, daß er alle Sprachen beherrscht, die unter dem Doppeladler gesprochen werden.

Die Zahlung einer Prämie halte ich jedoch für eine praktische Maßnahme, um eine genügende Zahl von sprachkundigen Beamten und Offizieren für unsere Kolonien zu gewinnen. Die Engländer zahlen in der Goldküsten-Kolonie für die Kenntnis jeder Eingebornensprache jährlich 1000 Mark.

Jedenfalls ist das Bedürfnis nach sprachkundigen Beamten in allen unseren Kolonien recht groß. Je mehr diesem Mangel abgeholfen wird, um so mehr werden Mißverständnisse verhütet und Betrügereien vermieden werden.

Man macht sich gar keinen Begriff, wie häufig in unseren Kolonien Mißerfolge und eine verkehrte Behandlung auf Mißverständnisse und Zufälligkeiten zurückgeführt werden müssen, die bei Kenntnis der Sprache und der Gewohnheiten der Eingebornen ganz zweifellos vermieden worden wären.

So lange wir in den Kolonien eine ausreichende Zahl von sprachkundigen Beamten und Offizieren nicht besitzen, müssen wir Erkundigungen bei sprachkundigen Kaufleuten und Missionaren einziehen, von denen unsere Beamten noch sehr, sehr viel lernen können. Schließlich geht dies auch bei den Eingebornen selbst durch Vermittlung des Dolmetschers.

Allerdings giebt es eine Kategorie von Leuten, die Alles weiß und Alles kann, die es verschmäht, aus den besagten

Quellen zu schöpfen, weil hierin das Zugeständnis liegen würde, in einer Sache nichts zu wissen. Es giebt Leute, die das letztere thörichterweise unbedingt vermeiden wollen und infolgedessen an Alles herantreten mit einer durch keinerlei Sachkenntnis getriebenen Unbefangenheit. So geschieht es, daß Neulinge in Afrika immer und immer wieder erst persönliche Erfahrungen machen müssen, die sie durch Befragen schon länger im Lande befindlicher Europäer leicht hätten vermeiden können.

Auf Reisen von Misahöhe nach Kpandu hin holte ich mir infolge des Wasserreichtums der Gegend regelmäßig Fieber. Auf Grund dieser Erfahrung nahm ich vor Antritt gerade dieser Reise jedesmal prophylaktisch einige Pillen Chinin und vermied für die Folge das Fieber. Einen Europäer, der mich eines Tages auf dieser Reise begleitete, machte ich auf diese Erfahrung aufmerksam, ohne jedoch Glauben bei ihm zu finden. Als ihn später am Schluß der Reise ein tüchtiges Fieber schüttelte, gestand er mir zähneklappernd, daß er nunmehr bedauere, nicht rechtzeitig meinen Rat befolgt zu haben.

Aus dem Mitgeteilten erhellt, wie eine gewisse Reife, Willensstärke und Charakterfestigkeit dazu gehören, um in Afrika einen Erzieher abzugeben. Grünschnäbel lasse man daher unter allen Umständen zu Hause, da Afrika kein Tummelplatz für junge Abenteurer ist.

Ruhige Leute mit gesundem Menschenverstand, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, mit warmem Herzen und verständigem Sinn für das Wesen der Eingebornen, vor allen Dingen praktische Menschen, die Taktgefühl mit gründlicher Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse verbinden und Verständnis für die Eigenart ihrer Umgebung besitzen, eignen sich am besten für die Tropen.

Nervöse, leidenschaftliche und jähzornige Leute sollen zu Hause bleiben; sie richten durch ihr aufbrausendes Wesen nur Unheil an. Je mehr die Neger bei sich bietender Gelegenheit sich aufregen und wütend gebärden, um so ruhiger und „kühl bis ans Herz hinan“ muß der Europäer bleiben; das allein imponiert dem Schwarzen. Er lacht aber mit Recht den Europäer aus, der seine Ruhe verliert, wie unsere Schlingens in der Schule

über den Lehrer lachen, der sich nicht selbst beherrschen und den Schülern seine Wut nicht verbergen kann.

Bestimmte Regeln für die Behandlung der Neger lassen sich nicht geben und man vermeide einen solchen Versuch. Nichts ist unkluger und verderblicher, als den Neger blind und verständnislos nach Schemata und Vorbildern zu behandeln, wie dies leider hin und wieder geschieht, ohne daß besonderen und andersartigen Verhältnissen Rechnung getragen wird.

Wenn unser „Wissmann africanus“ sich in der Behandlung der Eingebornen Central-Afrikas bestimmte Grundsätze aneignete, so dürfen weniger erfahrene Afrikaner nicht glauben, daß diese Grundsätze auf ganz Afrika zu übertragen wären ohne eingehende Berücksichtigung des verschiedenen Charakters von Land und Leuten. Neger und Neger ist eben ein gewaltiger Unterschied, und es ist schon falsch, die Behandlung des Tognegers über denselben Leisten zu schlagen wie die des Kamerunegers. Sicherlich ist die richtige Behandlung der Neger eine überaus schwierige Aufgabe, selbst wenn unsere Beamten allen den eben geschilderten Voraussetzungen in vollem Umfange genügten. Wir wissen, daß dies bisher infolge der Jugend unserer kolonialen Unternehmungen nicht überall der Fall war und auch nicht sein konnte. In diesem Umstande ist die Erklärung und auch in etwa die Entschuldigung ausnahmsweise eingetretener Mißstände zu suchen und zu finden, für die man auf keinen Fall die Kolonial-Verwaltung allein verantwortlich machen kann, der man heutzutage Alles in die Schuhe zu schieben liebt.

Die ungewohnte, selbständige Stellung, in welche die in einer streng nach Rang und Klassen abgestuften Beamtenwelt groß gewordenen Juristen und Leutnants plötzlich versetzt werden, bildet für diese oft eine große Gefahr. Es wird sehr leicht in den betreffenden Herren die Neigung erweckt, die Bedeutung der für ihr Alter verhältnismäßig hohen Stellung zu überschätzen. Diese Gefahr ist für den Juristen oft noch größer als für den älteren Leutnant.

Man kann es dem Assessor, der nach den Tropen gesandt wird, um dort die bevorzugte Stellung eines Kanzlers oder stellvertretenden kaiserlichen Kommissars zu über-

nehmen, bei der sehr empfänglichen Natur des Deutschen für Ehrungen und Titel, wie sie die Verleihung des Ranges und der äußeren Abzeichen eines Stabsoffiziers an einen kaiserlichen Kommissar für die Dauer des Aufenthalts in den Tropen nun einmal bilden, kaum besonders übel nehmen, daß er sich etwas weit Höheres dünkt, als er thatsächlich ist.

Dennoch ist es nicht erforderlich und durchaus tadelnswert, wenn die Überschätzung soweit getrieben wird, daß der Betreffende die Reitpeitsche als äußeres Attribut seiner Stellung glaubt mit sich führen zu müssen, um sie gegen seine schwarzen Untergebenen zu verwenden.

Die Peitsche ist in den Händen eines höheren Beamten der denkbar schlechteste Ersatz des Zepters, sie mag als das Symbol des Tierbändigers gelten, nicht aber als das Symbol einer gerechten und weisen Regierung.

Wir haben uns wohl alle schon einmal zu gelegener Stunde über die Grandezza gefreut, mit der ein eben beförderter junger Leutnant zum ersten Male mit Epauletten und im Vollgeföhle der neuen Würde über die Strafe stolzierte.

Hier bei uns zu Hause schadet das nichts; im Gegenteil, es wäre recht traurig, wenn es anders wäre, wir freuen uns sogar von ganzem Herzen darüber, daß der junge Offizier von gehobenen Geföhlen erfüllt ist, weil er jene Ehrenzeichen zum ersten Male tragen darf. Die Sache bleibt harmlos, da bei uns die Vorgesetzten schon für Ernüchterung und für einen rechtzeitigen Dämpfer sorgen, der den stolzen Leutnant von heute am folgenden Morgen im Dienst wieder ganz klein macht.

Das ist drüben ganz anders, da giebt es — und in diesem Falle möchte ich sagen „leider“ — nicht so viele Vorgesetzte wie bei uns. Der Europäer ist dort mehr auf sich allein angewiesen.

Naturen, die an sich zu einer gewissen Eitelkeit neigen und an geistiger Kurzsichtigkeit leiden, geraten durch die bisher unbekannte Selbständigkeit um so leichter in Gefahr, sich durch ihre Umgebung und ihre Stellung blenden zu lassen, da es gerade die afrikanischen Häuptlinge sehr lieben, den weisen Mann unter

Entfaltung von großem Gepränge und viel Spektakel zu ehren und zu blenden.

Ihrer Handlungsweise liegt der leitende Gedanke zu Grunde, sich selbst und ihre Macht in das beste Licht zu setzen; sie wissen ganz genau, daß sie vom Europäer nach dem beurteilt werden, was sie scheinen. Nur höchst selten ist es auf eine thatsächliche Ehrung abgesehen, die der Neuling aber irrtümlich meistens annimmt.

Leider ist in Afrika im richtigen Augenblick, wenn ein eitler Beamter „groß“ wird, kein „Höherer“ da, um einen rechtzeitigen Dämpfer aufzusetzen. In Togo wurde zu meiner Zeit ein Subalternbeamter ganz vorübergehend Stellvertreter des kaiserlichen Kommissars; das stieg dem bis dahin ganz vernünftigen Menschen so in den Kopf, daß mit „Exzellenz“ von Stund an kein Skat mehr zu spielen war. Von einem Reisenden in Ostafrika erzählt man, daß er für den eigenen Gebrauch einen versilberten Thronstuhl in der Karawane mitführte.

Die liebe Eitelkeit wuchert drüben ungehindert empor und entwickelt sich unter dem Einfluß der tropischen Sonne zu einem bössartigen Unkraut. Eine von ihr beherrschte Persönlichkeit kann selbstverständlich für den ruhigen und besonnenen Beobachter nur Gegenstand der Heiterkeit oder des Mitleids sein.

Traurig aber ist der Eindruck, den solch ein Bedauernswerter auf den Neger macht, und die Folgen können verhängnisvoll werden.

Wenn beispielsweise ein junger Kolonialbeamter seinen Hochmut und die Mißachtung des Schwarzen soweit trieb, daß er es für unter seiner Würde hielt, einem Häuptlinge die zum Gruß gereichte Rechte nach Landessitte zu schütteln, und sich nach und nach so sehr in die Rolle eines weisen Königs in Afrika einlebte, daß er den ihn begrüßenden und ihn beschenkenden Häuptlingen als Erwiderung nur sagen ließ, „ihr Gruß habe seinem Herzen sehr wohl gethan“, so kann man sich nicht wundern, wenn schließlich die in ihren Gewohnheiten verletzten Häuptlinge es selbst in die Hand nahmen, dem Europäer zu zeigen, „was eine Harke ist“ und ihn zur Anerkennung ihrer Sitten zu bequemen.

In einem von mir miterlebten Falle kam es infolge des soeben geschilderten Verfahrens eines Kolonialbeamten soweit, daß die Neger uns in einem Dorfe vollständig wie in einer Mausefalle festsetzten und Miene machten, uns Europäer mit Gefolge niederzumachen, wozu bereits alle Anstalten bis zum Kopfabschneiden getroffen waren. In dieser überaus kritischen Lage wäre die Gegenwehr unseres kleinen Häufleins gegen einen ganzen Stamm Thorheit gewesen; der einzige Ausweg war der, daß der Expeditionsführer unter bedingungslosem Verzicht auf den Zweck, zu dessen Erreichung er gekommen war, abzog. Zu diesem Ende mußte er aber von neuem mit dem Stamme in Unterhandlungen treten und die Initiative ergreifen, indem er persönlich den Häuptlingen in des Wortes wörtlichster Bedeutung die Hand bot.

Dieser Augenblick, in dem die Not und die Schwere der Verantwortung den Expeditionsführer zwangen, gegen seine sonstige Gewohnheit den Häuptlingen die Hand zu schütteln und bittend mit ihnen zu unterhandeln, wird mir dauernd in befriedigter Erinnerung bleiben, obwohl die begleitenden Umstände recht traurige waren.

Es ist jedoch nicht meine Absicht, die Zahl der Ankläger dieser Spezies von Kolonialbeamten zu vermehren, ich wollte und will lediglich eine psychologische Erklärung dafür geben, auf welchem Boden und unter welchen Lebensbedingungen sie sich entwickeln kann.

Ich halte es vielmehr im Allgemeinen für in hohem Maße bedauerlich, daß man über Kolonialbeamte den Stab bricht, ohne abzuwarten, ob sich diese selbst gegen die ihnen gemachten Vorwürfe verteidigen können. Selbst dann aber, wenn es ihnen nicht gelingt, sich mit ganzem Erfolge zu verteidigen, soll man nicht vergessen, daß wir Deutschen Anfänger in kolonialen Dingen sind. Wir müssen überzeugt sein, daß die kolonialen Freiwilligen, die zu Beginn unserer Kolonialpolitik zuerst den patriotischen Entschluß faßten, in dem uns dunklen Afrika unter fast völlig unbekanntem Verhältnissen thätig zu sein, im Grunde ihres Herzens das beste wollten und in diesem Streben ihre ganze Thätigkeit voll einsetzten. Wenn der Weg, den sie einschlugen, und die Mittel, die sie anwandten

nicht die richtigen waren, so liegt die Schuld wesentlich in den Verhältnissen begründet und nur in geringem Grade in den Personen selbst, die eben Fleisch von unserem Fleisch sind. Es ziemt uns besser, einsichtig zu sein, und milde zu denken, als den strengen Richter zu spielen. Heute, wo die Kenntnis unserer Kolonien dem Gange unserer modernen Zeit entsprechend, mit jedem Tage zusehends zunimmt, ist es einsichtig gehandelt, zuzugestehen, daß wir früher eigentlich in den Kolonien recht im Dunkeln und wenig bestimmt herumtappten.

Hoffentlich haben wir aus unseren bisherigen Erfahrungen gelernt, dann sind die gebrachten Opfer zum wenigsten nicht vergeblich gewesen, und wir sind berechtigt, von der Zukunft das Beste zu hoffen. „Gut Ding will Weile haben“, hoffen wir daher in Geduld, die für afrikanische Verhältnisse eine große Tugend ist.

Außergewöhnliche Verhältnisse — und in unseren Kolonien haben wir vorläufig solche — erfordern außergewöhnliche Maßnahmen, nur muß man sie rechtfertigen können.

Was die Prügelstrafe betrifft, so sollte diese in Afrika nur ausnahmsweise angewendet werden. Es ist eigentümlich, daß die westafrikanischen Neger sie in unserem Sinne überhaupt gar nicht kennen. Es berührt daher komisch, daß wir in Westafrika etwas einführen, was wir bei uns zu Hause abgeschafft haben. Selbst bei der afrikanischen Kindererziehung kommen Prügel nur selten zur Anwendung; die afrikanischen Mütter begnügen sich mit Ausschelten, während die Väter ziemlich gleichgültig sind.

In einigen Jahren werden, glaube ich, auch wir ohne offizielle Prügelstrafe mit den Negern gut fertig werden.

Zur Zeit ist sie jedoch ein wesentliches und fast unentbehrliches Erziehungs- und Strafmittel bei den Negern, deren Besitz so gering ist, daß man ihnen kaum etwas abnehmen kann, und die gelinden und mittleren Arrest nach unseren Begriffen, also ohne Zwang zur Arbeit, als eine Wohlthat betrachten würden, ähnlich wie unsere Strolche im Winter das Einsperren als Wohlthat empfinden. Daß man schon heute ohne Prügelstrafe mit

den Negern auskommen kann, beweisen allerdings die Engländer in ihren westafrikanischen Kolonien.

Ein eindringliches Mittel, um den Negern zum Ausdruck zu bringen, daß sie etwas Unrechtes gethan, bleibt aber jedenfalls die Prügelstrafe, d. h. eine nach vorausgegangenem richterlichen Beschluß regelrecht vollzogene körperliche Züchtigung, was ich scharf unterscheidet von gelegentlich versetzten sogenannten Jagdhieben, die nur schädlich wirken.

Die Neger verstehen recht gut die Notwendigkeit der Strafe und haben ein äußerst feines Gefühl für gerechte und ungerechte Behandlung. Während eine gerechte Bestrafung sie günstig beeinflusst und aufmerksam macht, ohne daß sie auf den Gedanken kommen, Rache zu nehmen, wirkt eine ungerechte Strafe wie eine Mißhandlung verbitternd und verdirbt den Charakter.

Man denke sich den Eindruck, den es auf die Bevölkerung machen mußte, als vor einigen Jahren ein stellvertretender kaiserl. Kommissar einen sehr angesehenen schwarzen Agenten einer englischen Firma an der Togoküste höchst eigenhändig deshalb durchpeitschte, weil letzterer des Kommissars krankem Pferde keine Medizin geben wollte. Die englischen Zeitungen der Goldküste bemächtigten sich mit Behagen dieses überaus bedauerlichen Vorkommnisses.

Manchmal bewirken allerdings Prügel gelegentlich versetzt Wunder. Das sind aber Ausnahmefälle.

Als Stationschef kam ich mit Geldstrafen im allgemeinen recht gut aus, aber gelegentlich mußte ich auch Leute in Ketten arbeiten lassen und zur Prügelstrafe schreiten. Kam ein Arbeiter zum Dienst zu spät oder holte ein Träger seine Last nicht rechtzeitig ab, so bestrafte ich ihn mit einer Lohnkürzung von $\frac{1}{4}$ Mark, kam er überhaupt nicht, so erhielt er auch keinen Lohn. Da die Neger ebenso habgierig wie überaus knickrig und genau sind, wirkten Geldstrafen ganz empfindlich auf ihr Betragen ein. Soldaten, die ohne Grund zum Dienst fehlten, legte ich in Ketten oder ließ ihnen im Einverständnis mit den anderen Soldaten Hiebe verabreichen.

Ich hatte die Gewohnheit, jede Rechtsstreitigkeit, da es ein geschriebenes Gesetz nicht gab, in der Weise zu erledigen,

dafs ich mein Urteil in Einklang brachte mit den Ansichten der Landsleute der Schuldigen und meiner Dolmetscher. Ich gab dem Schuldigen stets Gelegenheit, sich zu verteidigen und machte ihm ganz klar, warum er gefehlt habe. In der Mehrzahl der Fälle — und ich habe auf Misahöhe täglich und Stunden lang palavert — sahen die Leute ihr Unrecht ein und baten mich nur, sie nicht zu streng zu bestrafen.

Dadurch, dafs ich stets den grössten Wert darauf legte, die Schuldigen von ihrer Schuld zu überzeugen, erreichte ich, dafs mir niemals Jemand eine Strafe nachgetragen hat. Ich kann sogar behaupten, dafs zwei Häuptlinge der Umgegend von Misahöhe erst meine Freunde wurden, nachdem ich sie einmal bestraft hatte.

Auch erlebte ich den sehr charakteristischen Fall, dafs ein Mann aus Gross-Towe, der mehrere Monate in Ketten auf Misahöhe als Gefangener arbeitete, weil er einem anderen Eingebornen drei Sklaven wegging und diese verkaufte, mir ein dankbares Herz bewahrte. Ich liess ihn erst frei, nachdem seine Sippschaft die drei Sklaven zurückgegeben hatte. Beim Verlassen der Station bedankte er sich bei mir, dafs ich ihm ein guter Herr gewesen sei und nahm sich als Andenken einen Stein, auf dem er in Misahöhe zu sitzen pflegte, mit in sein Dorf, um ihn für sich als Erinnerungs-, für seine Kinder aber als Warnungszeichen in seiner Hütte aufzubewahren.

Dieses Beispiel führe ich auch als einen Beweis für das den Negern innewohnende, ausgeprägte Gerechtigkeitsgefühl an, zumal unsere hiesigen Spitzbuben nur aus Privathäusern, niemals aber aus der Gefängniszelle Andenken mitnehmen.

Wenn ich in Ausnahmefällen die Prügelstrafe — selbstverständlich nur gegen Männer — anwandte, so wurde sie ausnahmslos unter meiner persönlichen Aufsicht vollzogen, weil ich frühzeitig die Erfahrung machte, dafs meine Polizisten oft mit einem gewissen lässigen Wohlwollen diesen Dienst verrichteten.

Dabei glaube ich versichern zu können, dafs die Prügel stets sehr überzeugend und bessernd auf die Neger einwirkten, namentlich auf die jungen Neger, die leider von ihren Eltern mit zu

wenig Schlägen erzogen werden und zu langen Lümmels heranwachsen.

Auf Misahöhe bemühte ich mich, den kleinen Dienern der Europäer nach dieser Richtung hin den Vater zu ersetzen, eingedenk des Grundsatzes: „wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn“.

Ein hübscher Bengel von ungefähr zehn Jahren, den wir Europäer sehr verwöhnt hatten, stand im Verdacht, an der Kognakflasche zu naschen. Eines Tages wurde er des Vergehens überführt, da in der Flasche das Niveau unter eine angebrachte Marke gefallen war, nachdem unser Liebling wenige Minuten allein im Zimmer gewesen war. Ich diktierte ihm einige Schläge zu und ermahnte ihn hierauf, niemals wieder von dem Kognak zu naschen. Ohne jede Spur von Reue versprach er in naiver Weise denn auch, es nie wieder zu thun, da er es nunmehr fürchte.

Das Weib nimmt bei den westafrikanischen Negern eine sehr untergeordnete Stellung ein und man berücksichtigt überall seine Schwäche. Mir ist nur ein einziger Fall bekannt, wo ein Negersoldat seine Frau durchprügelte, was jedoch von seinen Kameraden mißbilligt wurde. Sie stellten sich auf Seite der Frau und erklärten, es sei nicht schön, wenn ein starker Mann eine schwache Frau prügele. Dies ist auch leicht zu vermeiden, da der Mann eine ganz unverbesserliche Xanthippe einfach möglichst weit wegzuverkaufen pflegt.

Es ist ein grosser Irrtum, zu glauben, dafs der Neger kein Ehrgefühl besitze. Einige Stämme, wie die Vey-Leute der Liberia-Küste, die ein ausgeprägtes Ehrgefühl besitzen, empfinden die Prügelstrafe als Schande. Ich habe während meiner Praxis nur einmal einen Vey durchprügeln lassen, weil er sich in unverschämter Weise an einem Europäer zu vergreifen erkühnte.

Einer meiner Haussa-Polizisten, die sonst ganz hervorragende militärische Anlagen besitzen, hatte als Posten vor Gewehr einem ihm zur Bewachung anvertrauten Gefangenen in der Nacht zur Freiheit verholfen. Die einzige Entschuldigung dieser sonst ganz unerklärlichen Thatsache bildete der Umstand, dafs der Gefangene ein Verwandter des Wächters war, den ich nunmehr an Stelle des Freigelassenen in Ketten legte und arbeiten liess.

Nach ungefähr 14 Tagen benötigte ich dringend einer größeren Zahl von Polizisten, hatte aber gleichzeitig auch Gelegenheit, den Gefangenen zur Küste zu schicken und ihn dadurch loszuwerden. Meine Absicht in dieser Zwangslage war, den bestraften Polizisten wieder in der Truppe zu verwenden, was ich aber nicht thun wollte, ohne seine Kameraden um ihre Ansicht befragt zu haben. Ich liefs die Polizisten antreten, legte ihnen in Gegenwart des Pflanzers Herrn Goldberg den Sachverhalt dar und bat um ihre Entscheidung. Nach kurzer Unterredung, in der ein braver alter Haussa Namens Tayo das Wort führte, trat dieser vor und meldete, dafs der Polizist an „Soso“, wie der verstorbene Polizeimeister v. Piotrowski allgemein genannt wurde, ins Gefängnis nach Sebbe abgeliefert werden müsse.

Auf der andern Seite darf ich nicht unerwähnt lassen, dafs einige Küstenneger meines Personals, denen ich eine Geldstrafe zudiktiert hatte, so ehrlos waren, mich zu bitten, die Geldstrafe in eine Prügelstrafe umzuwandeln. Ich beeilte mich daher, um derartige Ansinnen für die Folge unmöglich zu machen, sofort noch einige Prügel als Zusatzstrafe zu verhängen.

Ein ganz besonderes Vergnügen bereitete es mir stets, wenn ich angebliche englische Polizisten oder Schmuggler aus der benachbarten Goldküstenkolonie auf deutschem Gebiete erwischen und denselben nun mit etwas aufwarten konnte, was dieses freche Gesindel in der englischen Kolonie nicht kannte. Da war ich denn über die Art der Strafe gar nicht in Verlegenheit, wie hätte ich es auch verantworten können, diesem frechen Pack eine verdiente Tracht Prügel vorzuenthalten.

Um der sicheren Strafe zu entgehen, waren diese Gesellen so unverschämt, mich sogar darauf aufmerksam zu machen, dafs sie englische Unterthanen seien, was mich nur veranlafste, einige Hiebe zugeben zu lassen.

Ich betone nochmals ausdrücklich, dafs ich die Prügelstrafe nur in besonderen Ausnahmefällen für wirksam und notwendig halte, sie aber im übrigen entbehrlich finde.

Die Entwicklung unserer Kolonien steckt überall noch so in den Anfängen, dafs bei den gegenwärtigen Verhältnissen ein

Vorherrschen der Militärs noch für eine Reihe von Jahren notwendig ist.

Ich bin persönlich der Ansicht, dafs der ältere Offizier infolge seiner ganzen Erziehung und dienstlichen Gewöhnung eine geeignetere Vorbildung gerade zur individuellen Behandlung der Neger mit nach Afrika hinüber bringt, als jeder andere gleichalterige Beamte. Mit dieser Ansicht stehe ich keineswegs allein, da sich die Ansicht der katholischen und evangelischen Missionare im wesentlichen mit der meinigen deckt.

Dennoch liegt mir die Anschauung fern, dafs nur Offiziere zu Expeditionsführern geeignet seien. Tüchtige Expeditionsleiter finden sich vielmehr in allen Ständen, und brauche ich nur den Namen Baumann zu nennen, der als Führer und Gelehrter in gleichem Mafse so Hervorragendes leistete.

Meines Erachtens ist unser deutscher Verwaltungsapparat mit all seinen heimatlichen Zöpfen viel zu früh in unseren Kolonien in Erscheinung getreten, in Gebieten, in denen nur verhältnismäfsig wenig zu verwalten ist.

So erklärt es sich denn auch, dafs wir in den Kolonien zum Teil schlimmere Bürokraten haben, als in der Heimat.

Als Beleg führe ich für diese Behauptung nur an, dafs ich als einziger Europäer auf Misahöhe inmitten einer analphabetischen Bevölkerung einige Monate lang alle Ausgaben durch Beläge, d. h. Quittungen der Empfänger, „justifizieren“ mußte, um einem gemessenen Befehle zu genügen. So berührten denn die Neger Monate lang meinen Federhalter mit der rechten Hand, wenn sie den Empfang erhaltener Beträge durch ihre Handzeichen bestätigten, nachdem der Dolmetscher ihnen die Bedeutung dieser wichtigen Manipulation erklärt hatte.

Oft kostete es viel Zeit und langes Zureden, ehe sich die eine Zauberei befürchtenden Neger zu einem Akt herbeiliefsen, der mir wie ihnen gleich unbegreiflich blieb und von dessen Notwendigkeit ich mich selbst nicht überzeugen konnte, wenn ich auch jedes einzelne Neger-Kreuz beglaubigte.

Die oft gehörte Klage, dafs wir heute in den Kolonien einen Überfluß an juristischen Verwaltungsbeamten haben, welche die

-anderen Europäer durch die Menge ihrer oft wenig praktischen Verordnungen und Verfügungen langweilen, aber Mangel an kaufmännischen Beamten, erscheint mir nicht unbegründet. Heutzutage, wo in der Öffentlichkeit hin und her erörtert wird, wie ein Kolonialbeamter sein, und wie er nicht sein soll, ist man auch auf den absonderlichen Gedanken gekommen, da man bei uns alles wissenschaftlich und systematisch machen will, junge Leute für ihren künftigen Beruf frühzeitig und einseitig in besonderen Instituten als Kolonialakademiker auszubilden, um sie auf Grund einer reglementierten Vorbildung zur Anwartschaft auf Stellen in den Kolonien und zu stufenweisem Vorrücken zu berechtigen.

Das erscheint mir recht verfehlt, da man alsdann die Verpflichtung hätte, diese einseitigen Kolonialmenschen auch in den Kolonien vor allen anderen Kandidaten anzustellen, vielleicht zum Nachteil von besseren Kräften, die ihre Erfahrungen anderswo gesammelt haben und sich von selbst anbieten. Derartige Kräfte werden aber sicherlich sehr bald mehr da sein wie jetzt, in einigen Jahren haben wir vielleicht schon Überfluß an solchen Leuten und können darunter einfach auswählen.

Da, wo unsere Kolonialverwaltung für ihre Entschliessungen festen Boden unter den Füßen hatte, hat sie schon vor Jahren nicht gezögert, allerhand Einrichtungen anzuregen und zu begünstigen, die ihr die Erreichung einer besonderen Fachvorbildung der Kolonialbeamten erleichtern konnten. So wurde am 27. Oktober 1887 unter dem Direktorium des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Sachau das Seminar für orientalische Sprachen eröffnet, wo im Laufe der Zeit Arabisch, Kisuaheli, Haussa, Massai und Herero gelehrt, neben diesem Sprachunterricht aber auch Geographie, Ethnographie und Geschichte, die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser und jener Kolonie bereits zum Gegenstand einzelner Vorlesungen gemacht wurden.

Seit 1893 lesen ferner Prof. Dr. Gülsfeldt über die Theorie der geographischen Ortsbestimmungen und das Anstellen von meteorologischen Beobachtungen, Konsul Dr. Zimmermann über die neuere deutsche Handelspolitik, Stabsarzt Dr. Kohlstock über Tropenhygiene, Dr. Warburg über die wichtigsten Tropenkulturen. Über letzteren Gegenstand wird auch in der landwirtschaftlichen

Hochschule gelesen, woselbst Privatdozent Dr. Kärger zur Zeit ein Publikum über Kolonisationspolitik, wie im vergangenen Sommer ein solches über Kolonisationstechnik liest. Seit mehreren Jahren hält Geheimrat Professor Dr. Bastian an der Berliner Universität ein einstündiges Publikum über die Kolonien; die Rechtsverhältnisse der Eingebornen behandelt Professor Dr. Kohler in seiner Vorlesung über vergleichende Rechtswissenschaft. Im Museum für Völkerkunde hält Privatdozent Dr. von Luschan seit längerer Zeit regelmässig anthropologische Übungen ab. Es sind somit an unseren Unterrichtsanstalten im großen und ganzen alle im Auslande gelehrten Kolonialfächer bereits vertreten. Es ist nur zu wünschen, daß diese Gelegenheiten seitens der verschiedenen Berufsarten thunlichst ausgenutzt werden. Verzichten wir darum lieber auf die höchst kostspielige Einrichtung einer Kolonial-Akademie.

Ich bin der Ansicht, daß bei der Anstellung der Kolonialbeamten ein freier Wettbewerb aller Stände Grundsatz sein muß, damit alle Stände Gelegenheit haben, ihr Interesse für die Kolonien praktisch zu bethätigen.

Bei der Auswahl der Kolonialbeamten muß eben der Grundsatz leitend sein, das Gute und Tüchtige zu nehmen, wo man es findet.

Nicht der Umstand, daß Jemand zufällig Jurist, Kaufmann oder Offizier ist, darf entscheidend sein, sondern einzig und allein, daß er fähig ist, in den Kolonien in seinem Fach etwas Tüchtiges zu leisten.

Auch ohne Kolonial-Akademie werden wir in dem gelehrten Deutschland genug koloniale Theoretiker und Fachgelehrte von hervorragender Bedeutung behalten, daher vermeide man, sie künstlich groß zu ziehen.

Der Umstand, daß Jemand gewisse Examina bestanden hat, bietet allein keine Gewähr dafür, daß er nunmehr in kolonialen Fragen ein kompetentes Urteil habe. Man wähle unter den Kräften, die sich bieten, aus und lasse sich nur von praktischen Gesichtspunkten leiten.

In der englischen Goldküsten-Kolonie war lange Zeit ein dort ansässiger Mediziner, Dr. med. Row, ein überaus tüchtiger

und beliebter Gouverneur, während noch heute der frühere Kaufmann Williams die Stelle eines Distriktskommissars bekleidet.

In neuerer Zeit folgen auch wir dem Beispiele der Engländer, denn in Südwest- und Ostafrika leiten Offiziere, auf den Marshallinseln ein früherer hannoverscher Archivar und in Togo ein früherer Referendar die Verwaltung mit Erfolg.

In Deutschland, wo die Gleichheit der gebildeten Stände noch erst auf dem Papier steht, wird man diesen Umstand besonders zu schätzen wissen und den Wettbewerb aller Stände um die öffentlichen Ämter in den Kolonien freudigst begrüßen.

Nur räume man, so sehr man auch sonst jeden Personenwechsel vermeiden muß, in jedem einzelnen Falle mit thunlichster Eile energisch mit den Beamten auf, die es nicht nur nicht verstehen, den Neger richtig zu behandeln, sondern die sich nicht einmal die Mühe geben, in das Wesen der Neger einzudringen. Ebenso gut wie man dem Europäer als solchem eine bevorzugte Stellung zuweist, ebenso schnell muß man ihn aus derselben entfernen, wenn er sich nicht der Stellung entsprechend benimmt.

Die Bedeutung des einzelnen Europäers ist heute in Afrika noch eine viel zu große, als daß es gleichgültig wäre, welchen Einfluß der einzelne Weiße ausübt.

Gerade weil dieser Einfluß ein so großer ist, darf nie gestattet werden, daß der Europäer glaubt, die Kolonie sei seiner wegen da, gleichsam als Sinekure für Beamte oder als Avancementsgelegenheit.

Das Wohl der Kolonie ist die Hauptsache, die Person des Europäers Nebensache.

Man möchte in dieser Richtung der Kolonialabteilung einen scharfen Besen wünschen, um mit rücksichtsloser Thatkraft alle diejenigen aus Afrika hinauszufegen, die in Überschätzung unserer Mittel, in Unterschätzung der vorhandenen Schwierigkeiten und in Mifsachtung der Neger unsere Aufgabe erschweren!

Se. Majestät der Kaiser betonte, als er sich am 15. Juni d. J. in Potsdam die neue Verstärkung der südwestafrikanischen

Schutztruppe vorstellen liefs, besonders nachdrücklich, daß auch unter der dunklen Hautfarbe ein Herz schlage, das Ehrgefühl besitze und daß die farbigen Menschen mit Milde zu behandeln seien.

Möchte dieses Kaiserwort überall in unseren Kolonien diejenige Beachtung finden, die es verdient!

